

BETH MCMULLEN

Mit Schirm, Charme und Wickeltasche



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Oberflächlich betrachtet, führt Lucy Hamilton das ganz normale Leben einer Hausfrau und Mutter in San Francisco. Während ihr Mann Will ausreichend Geld verdient, dreht sich in Lucys Leben alles um ihren dreijährigen Sohn Theo und ihre gemeinsamen Ausflüge zum Spielplatz. Sie arrangiert Playdates, legt die Wäsche zusammen, hockt mit schmerzenden Knien stundenlang auf dem Boden und schiebt Matchboxautos über den edlen Parkettboden.

Was niemand weiß über Lucy, noch nicht einmal ihr schwer verliebter und ungemein liebenswürdiger Ehemann, ist, dass sie neun lange Jahre Sally Sin war, Spionin im Dienste der US Agency für Massenvernichtungswaffen. Und genau so soll das bleiben, wenn es nach Lucy geht – ihre Vergangenheit ein Geheimnis, ihre Gegenwart ein Abziehbild perfekter Mutter- und Ehefrauendaseins.

Doch als Lucys alter Erzfeind Ian Blackford, unverschämter attraktiver Exspion, Landesverräter und mittlerweile selbst illegaler Waffenhändler, aus der Versenkung auftaucht, wird Lucys Exchef Simon nervös. In geheimer Mission will er sie reaktivieren, um Blackford, der immer schon eine Schwäche für Lucy hatte, aus der Reserve zu locken. Die lehnt erst mal rundweg ab – schließlich ist ihr Alltag schon so stressig genug. Jetzt nicht nur den Sohn vom Kindergarten abzuholen, sondern auch noch den Erzschorke zur Strecke zu bringen, sprengt ihren Termin kalender. Hätte sie nur mal ihren Vertrag ordentlich gelesen – denn im Kleingedruckten steht unmissverständlich, dass sie jederzeit wieder eingesetzt werden kann. Und so beginnt ein haarsträubender Spagat zwischen Mutterpflichten und Spionagetätigkeit, bei dem Lucys Antwort auf Wills abendliches »Wie war dein Tag, Liebes?« nicht mehr ganz so viel Rücksicht auf die Wahrheit nehmen kann ...

Autorin

Die Autorin Beth McMullen studierte Englische Literatur in Boston und Long Island. Nach ihrem Abschluss arbeitet sie für Reader's Digest, beschloss dann aber, Bücher lieber selbst zu schreiben, als sie bis zur Unkenntlichkeit einzukürzen. Heute lebt sie mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in Davis, Kalifornien. »Mit Schirm, Charme und Wickeltasche« war ihr Debüt; in den USA ist gerade die Fortsetzung von Lucy Hamiltons heimlicher Mission erschienen. Mehr Informationen zur Autorin und ihren Büchern unter <http://www.bethmcmullen.com>.

Beth McMullen

Mit Schirm, Charme
und Wickeltasche

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Andrea Brandl

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Original Sin« bei Hyperion, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Dezember 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Beth McMullen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Anja Lademacher

Th · Herstellung: Str.

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47588-9

www.goldmann-verlag.de

Für Mike

1

Ich bin nicht verrückt. Das weiß ich ganz sicher. Weil es in meiner Personalakte steht, die ich aus Direktor Grays Büro geklaut habe – als Mutprobe nach einer Sauforgie mit einem Kerl, der später irgendwo in Somalia abgetaucht ist. *Emotional labil*, stand dort und *eher locker im Umgang mit der Wahrheit* – beides in den Augen der Agency jedoch eher positive Attribute. Ein rotes Sternchen am oberen Rand verwies auf eine Haftnotiz auf der inneren Umschlagseite, auf der stand: *Simon zuteilen?* Wobei mich dieses Fragezeichen immer irritiert hat. Sie waren sich also nie hundertprozentig sicher gewesen, ob ich es schaffen würde.

Okay, wie erkläre ich also am besten, was ich hier gerade tue? Gartenarbeit? Eine verlorene Kontaktlinse suchen? Nachsehen, ob sich irgendein Fremder im Gebüsch versteckt und nur darauf wartet, ins Haus zu schleichen und mich mit einer Klaviersaite zu erdrosseln?

Es ist Dienstagmorgen. Die Sonne scheint über San Francisco, und der Nebel verzieht sich allmählich in Richtung Meer. Es ist ein ganz gewöhnlicher Morgen, abgesehen davon, dass ich auf allen vieren unter meinen Wachholdersträuchern herumrobbe und wie eine dieser flaschensammelnden, einkaufswagenschiebenden Stadstreicherinnen vor mich hin murmle, statt mit einer köstlichen, kochend heißen Tasse Kaffee den Tag zu begrüßen.

»Weit und breit kein Beweis«, flüstere ich und schüttle die leuchtend bunt lackierte Babuschka-Puppe, die ich in der Hand halte, als könnte ich diese These so vor meinem unsichtbaren Publikum untermauern. Wenn ich wirklich schlau gewesen

wäre, hätte ich mich mit meiner gusseisernen Pfanne bewaffnet, die noch warm von den Pfannkuchen ist, die ich vorhin darin gebacken habe – gusseisernes Geschirr ist schließlich eine weitaus wirksamere Waffe als russische Schachtelpuppen. Ich krieche noch ein Stück tiefer ins Gestrüpp.

»Keine Fußspuren, keine Patronenhülsen, keine Zigarettenstummel oder leere Kaffeebecher. Du hast schlicht und einfach eine Paranoia-Attacke, die du mit einer anständigen Portion Koffein wieder in den Griff bekommst. Und jetzt steh auf und geh wieder rein.« Allerdings kann ich nicht leugnen, dass die Palme in meinem sorgfältig angelegten Garten genau so steht, dass es sich geradezu aufdrängt, direkt in mein Küchenfenster zu blicken. Jeder halbwegs geschickte Eindringling könnte so ohne Weiteres den richtigen Moment abpassen, um ins Haus zu gelangen. Wie hatte mir das nur entgehen können?

Mein Nachbar Tom, ein britischer Gentleman, der immer so aussieht, als hätte er sein Haltbarkeitsdatum ein wenig überschritten, steht in seinem Garten und sieht mir neugierig zu.

»Ärger mit den Bäumen, Lucy?«, erkundigt er sich, als ich aus dem Gebüsch auftauche und mir Nadeln und Zweige aus dem ungewaschenen Haar zupfe.

»Ja. Äh, nein, eigentlich nicht. Ich dachte nur, ich hätte eine Katze gehört.« Na, ganz toll. »Es klang, als wäre sie in Schwierigkeiten, als hätte sie sich verirrt oder so.«

»Ich habe weit und breit keine Katze gesehen«, bemerkt Tom und lässt seine Blicke theatralisch übers Grundstück schweifen. »Zumindest ist mir keine aufgefallen«, fügt er hinzu und schüttert seinen kahlen Kopf.

»Na, jedenfalls danke fürs Nachschauen. Ich muss jetzt wieder rein. Ein Kind allein im Haus, man weiß ja, wie so was enden kann.«

Tom starrt mich ausdruckslos an. Offenbar hat er nicht die leiseste Ahnung, was ich meine. Ich zupfe mir weiter den Dreck

aus den Haaren und versuche, nicht allzu durchgeknallt zu wirken. Immerhin ist es ein wunderschöner Morgen. Und dann sehe ich ihn – den Fußabdruck neben der Hintertreppe. Vor fünf Jahren noch hätte ich auf der Stelle Größe, Gewicht, Augenfarbe und sexuelle Orientierung seines Besitzers herunterbeten können. Aber inzwischen? Ich bin mir nicht sicher. Stammt er von meinem Mann, von dem Handwerker, der kürzlich die Waschmaschine repariert oder von der Frau, die die Heizung abgelesen hat? Ich habe nicht die leiseste Ahnung. Allerdings beschleicht mich das dumpfe Gefühl, dass er nicht hierhergehört.

Mit einem halbherzigen Winken in Toms Richtung gehe ich die Treppe hinauf. Ich weiß, dass er mich nicht aus den Augen lassen wird, bis ich im Haus verschwunden bin. Manchmal habe ich das Gefühl, jeder hier weiß Bescheid. Als müsste ich nur noch ein Neonschild ins Schlafzimmerfenster hängen: »Ja, völlig richtig. Hier stimmt etwas nicht.«

Leider habe ich Klein-Theo eine Sekunde zu lange allein gelassen. Er ist über und über mit Apfelmus bekleckert und versucht mit Begeisterung, der Katze den Schwanz abzubeißen. Und ich könnte immer noch schwören, dass vor nicht einmal zehn Minuten jemand ums Haus geschlichen ist. Aber verrückt bin ich nicht. Das steht klipp und klar in meiner Akte. Allerdings könnte das morgen schon ganz anders sein.

2

Ich heiße Lucy Parks Hamilton und bin nicht nur paranoid, ungeduscht, emotional labil und verlogen, sondern auch Hausfrau und Mutter. Vor zehn Jahren hätte allein schon die Vorstellung, dass ich Verabredungen zum Spielen vereinbare oder mit Rotzspuren auf dem T-Shirt herumlaufe, blanke Empörung in mir heraufbeschworen. Inzwischen kann es jedoch vorkommen, dass ich eine ganze Woche lang in denselben Jeans herumlaufe und das völlig in Ordnung finde.

Mein Sohn Theo ist knapp drei. Zweimal pro Woche geht er für vier Stunden in die *Happy Times*-Vorschule – vier endlose Stunden, in denen ich sinnvolle Dinge erledigen könnte wie Wäsche zusammenlegen, einkaufen oder an meiner Autobiografie schreiben. Ich könnte auch zum Friseur gehen oder den Wagen waschen. Aber nein, ich muss mich irgendwo hinsetzen, von wo aus ich die fröhlich gelbe Eingangstür der Vorschule im Blick habe. Und das ist rein zufällig der dritte Tisch links im Java Luv, einer kleinen Espressobar ein Stück die Straße hinauf. Die Angestellten dort sind schrecklich nett. Und sie sind sich einig, dass ich ein bisschen durchgeknallt bin. Oder vielleicht sogar komplett durchgeknallt.

»Guten Morgen, Lucy«, begrüßt mich wie immer Leonard, der Barista, dessen Arme von einem dichten Netz aus Tattoo-Spinnweben überzogen sind. »Na, in letzter Zeit ein spannendes Buch gelesen?« Dann lacht er, weil diese Frage sich mittlerweile zu einem Running Gag entwickelt hat. Ich sitze immer am selben Tisch und starre aus dem Fenster. Sonst mache ich

nichts. Ich ziehe nie einen zerlesenen Bestseller aus der Tasche, tippe auf meinem Laptop herum, plaudere mit anderen, zupfe an meinen Nagelhäutchen oder sonst etwas. Nein, ich sitze nur da und starre zu der gelben Tür hinüber. Insofern liegen sie hier mit ihrer Einschätzung meiner Person wohl richtig – sehr, sehr merkwürdig.

Aber meine Warterei ist keineswegs sinnlos. Ich behalte alles im Auge, um zu gewährleisten, dass keiner Theos Schule betritt, der dort nicht hingehört. Ich muss sicher sein können, dass mein Sohn bis zu dem Augenblick, wenn ich ihn abhole, in dieser Schule gut aufgehoben ist. Manche würden behaupten, dass ich einen übertriebenen Beschützerinstinkt an den Tag lege. Aber diese Leute haben nicht erlebt, was ich erlebt habe.

Eines der Hauptthemen, wenn Theo und ich zusammen unterwegs sind, ist seine Blase.

»Mami, ich muss Pipi. Ganz dringend!«, schreit er aus Leibeskräften.

»Aber Schatz, du hast doch gerade erst Pipi gemacht. Können wir zuerst die restlichen Sachen einkaufen und dann Pipi machen gehen?«

»Dann mache ich jetzt sofort Pipi!«, verkündet er dann und hockt sich mitten in dem unglückseligen Laden hin, den ich an diesem Tag heimsuche.

»Okay, gehen wir. Los, beeil dich!«

Nach einem runden Dutzend derartiger Szenen habe ich herausgefunden, dass mein Sohn in Wahrheit lediglich eine Art Toilettentourist ist, der es sich zum Ziel gesetzt hat, sämtliche Toiletten dieser Welt auszuprobieren. Ein wirklich anstrengendes Vorhaben, das kann ich Ihnen versichern.

Wenn wir uns nicht gerade in unserer Toilette *du jour* herumdrücken, sondern zu Hause sind, lesen wir Dr. Seuss-Bücher. *Der Kater mit Hut*, *Grünes Ei mit Speck*, *Horton hört ein Hu!* und der-

gleichen. Das geht sogar so weit, dass ich neuerdings im Geiste jeden Gedanken in einen ultravioletten seussianischen Singesang kleide:

Dr. Seuss.

Wie spricht man das aus?

Man sagt Dr. Suhs.

Das reimt sich auf Fuß

Und das englische News.

Und so weiter und so weiter. Mein Hirn beginnt zu veröden. Ich spüre es. Nur weiß ich nicht genau, wie ich verhindern kann, dass es vollends zu Brei zerfällt.

Und wir singen auch gern. Mittlerweile kann ich *Old MacDonald* und *Auf der Mauer, auf der Lauer* in verschiedenen Tonlagen singen. Gelegentlich schmettere ich auch eine Strophe auf Urdu oder Tschechisch. Nur so zum Üben. Ja, okay, Theo sieht mich dann jedes Mal komisch an, aber ich bin sicher, ich bin die einzige Mami in der Nachbarschaft, die das kann.

Multitasking ist wirklich meine Stärke. Zumindest bilde ich mir das ein. Ich kann simultan duschen, Cowboy und Indianer spielen, Schnürsenkel binden und Rührei zubereiten. Gelegentlich landen allerdings die Schuhe in den Eiern. Oder die Eier in meinen Haaren. Aber schließlich kann man nicht immer perfekt sein, oder?

Ich wasche Weißes und Buntes sowie die Kindersachen getrennt und mit verschiedenen speziellen Waschpulvern und einer jeweils anderen Temperatur. Ich bereite Apfelmus aus Bioäpfeln zu, repariere Spielsachen und verbringe so viel Zeit mit Herumkrabbeln, dass sich auf meinen Knien schon eine Hornhaut gebildet hat. Ich kaufe im Biosupermarkt ein, mache Theo jeden Morgen einen frisch gepressten Saft und vergeude sinnvolle Zeit mit der vollkommen sinnfreien Suche nach der perfekten Melone. All das ist extrem wichtig für mich, auch wenn ich nicht genau sagen kann, wieso. Ich koche gesunde Mahlzeiten

mit viel Vollkorn und Gemüse. Dass ich sie mit einer halben Flasche sündhaft teurem Rotwein hinunterspüle, bereitet mir dabei nicht die geringste Sorge. Unterhaltungen wie diese sind für mich an der Tagesordnung:

»Und womit verbringen Sie so Ihren Tag?«

»Ich bin Hausfrau und Mutter. Ich kümmere mich um meinen Sohn.«

»Ah. Interessant. Da kann man sich ja auch gleich begraben lassen.«

Ende der Unterhaltung. Es ist so schrecklich unfair. Mutter zu sein ist gnadenlos. Und mit Gnadenlosigkeit und Härte kenne ich mich aus.

Ich bin 36, ziemlich groß, habe mausbraunes Haar, dem ein paar helle Strähnen bestimmt guttäten. Meine Augen sind von einem derart intensiven Blau, dass manche Leute das als bedrohlich empfinden. Und ich schaffe es immer noch problemlos, einen Mann, der doppelt so schwer ist wie ich, mit einem gezielten Hieb auf die Brust ins Jenseits zu befördern. Allerdings erzähle ich den anderen Müttern auf dem Spielplatz nichts davon, oder sagen wir, es ist nicht gerade eines der am heißesten diskutierten Themen dort:

»Übrigens, Lucy, ich habe gehört, du warst früher mal Spionin. Oh, sind das wirklich nur Feuchttücher in deiner Wickeltasche? Oder ist es doch die AK-47, die du damals dem Rebellen in Afghanistan abgeknöpft hast? Oder ein feines Fläschchen Gift, das ich meinem Mann in den Manhattan mixen könnte, denn ich würde schwören, dass er mit dem Kindermädchen rummacht?«

Wie gesagt – das Thema kommt nicht allzu oft auf. Und wenn ich ehrlich sein soll, wirkt sich das Mutterdasein auch nicht gerade positiv auf meine Fähigkeit aus, einem anderen Menschen das Licht auszublasen. Alles ist ein wenig eingerostet – mit Ausnahme meiner Paranoia. Die ist in bester Verfassung.

Okay, meine Hauptbeschäftigungen als Mutter sind also spie-

len, putzen, einkaufen, Essen machen, schlafen, wieder ein bisschen spielen. Und dann alles wieder von vorn. Man braucht nicht allzu viel Fantasie, um zu ahnen, dass ich meilenweit von meinem einstigen Leben entfernt bin.

Einem Leben, das sich an Orten wie Kambodscha abspielte, aber auch in Vietnam, Budapest, Kroatien, Nepal, Slowenien (okay, das war ein Urlaub mit dem Kerl, der später irgendwo in Somalia abgetaucht ist), einigen desolaten Teilen Afrikas, Tibet, mehr China, als mir lieb war, sowie an Orten, über die ich nicht sprechen darf, aber sagen wir einfach, das Wetter war dort echt beschissen. Damals war ich noch nicht Lucy Parks Hamilton, Ehefrau von William Wilton Hamilton III und Mutter von Theodore Hamilton. Nein, damals war ich Agent 26 alias Sally Sin und gehörte der United States Agency for Weapons of Mass Destruction, kurz USA WMD, an.

Diese Agency, wie Sie als gut informierter Zeitungsleser garantiert wissen, besteht aus einer Handvoll Analytikern, die den ganzen Tag herumsitzen und herauszufinden versuchen, wer über welche Massenvernichtungswaffen verfügt und sie wann, wie, wo und gegen wen einzusetzen gedenkt. Und größtenteils stimmt das auch. Und dann gibt es da in der letzten Zeile auf Seite 547 des Budgets der USA WMD einen Posten »Operationen – Sonstige«. Und genau das waren wir, eine kleine Gruppe von Spionen, dafür ausgebildet, geheime Informationen zu beschaffen, die das letzte noch fehlende Puzzleteilchen für das Gesamtbild liefern. Und gelegentlich wurden wir auch gerufen, um ein paar schrägen Typen, denen die Begeisterung für ihre geheimen Schusswaffenvorräte zu Kopf gestiegen war, wieder auf Kurs zu bringen. Gelegentlich kamen diese Spaßvögel nämlich auf die Idee, es sei nur gerecht, ganz Detroit in Rauch aufgehen zu lassen, nur weil sich irgendein Typ mit seinem beschissenen Chevy im Stau vor ihnen in die Fahrspur gedrängelt hatte. Die Grundsätze der Agency verpflichteten uns dazu, die-

ser Argumentation zu widersprechen, auch wenn es für viele keinen wirklichen Grund dafür gab, weshalb Detroit noch länger Teil der amerikanischen Landkarte sein sollte. Aber das ist eine andere Geschichte. Die verdeckt operierenden Agenten der USA WMD sind jeden Tag dort draußen, um mit allen Mitteln zu verhindern, dass der Bevölkerung etwas Schlimmes widerfährt. Mal mit mehr, mal mit weniger Erfolg. Und die meisten Leute erinnern sich besonders gut an jene Zeiten, in denen es nicht ganz so gut gelaufen ist.

Es gab keine 26 Agenten. Ich habe zwar keine Ahnung, wie viele wir genau waren, bin aber ziemlich sicher, dass wir nicht auf 26 kamen. Scheinbar fand mein Boss, Simon Still, einfach, dass ich wie Agent 26 aussah.

»Hey, Sally Sin, Agent 26. Ich habe etwas für Sie«, schmetterte er immer durch das Labyrinth unserer Büros.

»Agent wer?«

»26.«

»Und wer sind die anderen fünfundzwanzig?«

»Ich bin nicht befugt, Ihnen diese Auskunft zu erteilen.«

»Woher soll ich dann wissen, dass ich wirklich Agent 26 bin?«

»Sie fangen an, mir auf die Nerven zu gehen, Agent 26.«

»Tut mir leid, Sir. Kommt nicht wieder vor.«

Und Agent 26 zu sein war ja noch ganz okay, verglichen mit Sally Sin, einem Nicknamen aus dem Computerspiel, durch das ich überhaupt erst in diesen Schlamassel geraten bin. Aber dazu später mehr.

Will, mein Ehemann, hatte früher als Investmentbanker gearbeitet und ein Vermögen verdient. Doch ein Besuch der Fresh Kills Mülldeponie in Staten Island veränderte ihn von Grund auf. Beim Anblick der knapp zehn Quadratkilometer Müll und Abfall habe er plötzlich zu hyperventilieren begonnen, behauptete er, und zwar nicht nur wegen des entsetzlichen Gestanks. Er habe sich selbst und all seine Bekannten durch einen Ozean aus

sich zersetzenden Arzneiabfällen, kaputtem Spielzeug und verrottenden Grapefruits schwimmen sehen. Es muss eine ziemlich krasse Vorstellung gewesen sein, denn wenige Tage später kündigte er seinen Job mit dem siebenstelligen Jahresgehalt und beschloss, dass er sein Leben künftig der Rettung des Planeten widmen müsse. Und ich meine das wörtlich. Zum Glück hatte er ausreichend Startkapital für die Gründung eines eigenen Investmentfonds, der die Entwicklung umweltfreundlicher Energien unterstützt. Will spricht stets mit großer Ehrfurcht von Solarzellen und geothermaler Energie, und wenn er mich dabei erwischt, wie ich geistesabwesend einen Fetzen Papier in den Hausmüll statt in die Papiertonne werfe, kann ich ihm den körperlichen Schmerz vom Gesicht ablesen. Er ist der Inbegriff des anständigen Menschen und erwartet von mir, dass ich meinen Müll mit derselben Akribie und Begeisterung trenne wie er. Also versuche ich es. Ganz ehrlich.

»Schatz, das ist ein Baum«, lautet einer seiner Standardsprüche, wenn er mit spitzen Fingern die Zeitung aus der Mülltonne zieht. »Aus diesem Papier kann noch so vieles hergestellt werden. Eierkartons, zum Beispiel. Aber dann musst du ihm auch eine Chance geben, weiter zu existieren, damit er die Welt positiv verändern kann.«

Als ich Will kennenlernte, dachte ich, er sei einer dieser Neo-Hippies, die zwar alle Argumente fleißig auswendig gelernt haben, die Umsetzung dieser hehren Prinzipien letztlich jedoch viel zu umständlich finden und ihren Kaffee auch weiterhin bei Starbucks kaufen. Irrtum. Will ist tatsächlich der erste Mensch, dem ich je begegnet bin, der das Argument, dass jeder Einzelne seinen Beitrag zum Umweltschutz leisten kann, wirklich in letzter Konsequenz lebt. Es ist beschämend.

Trotz meiner Mülltrennungsdefizite und meiner Unfähigkeit, die Komplexität des Emissionshandels zur Reduzierung des Ausstoßes von Treibhausgasen zu begreifen, scheint er mich zu mö-

gen. Ich bin nicht ganz sicher, wie das möglich ist, traue mich aber nicht, mein Glück allzu sehr zu hinterfragen. Und natürlich liebt Will unseren Theo heiß und innig und kauft ihm alle möglichen Holzspielsachen, die durch ihre enorme Haltbarkeit überzeugen. Im Interesse der ehelichen Harmonie ignorieren wir beide, dass ich gelegentlich ein Matchbox made in China darunterschummele. Allerdings achte ich natürlich streng darauf, die Plastikverpackung korrekt zu entsorgen.

Wir leben in einem bescheidenen Heim in San Francisco mit Solarzellen auf dem Dach. Wenn ich überlege, wie viel Will dafür hingeblättert hat, wird mir immer noch ganz schwindlig, aber Theo gefällt es hier so gut. Er kann selbst im Februar draußen spielen und fast das ganze Jahr über barfuß laufen.

Theo ist wunderschön, und das sage ich nicht nur, weil ich seine Mutter bin. Die Leute auf der Straße sprechen mich an, weil sie so gern einmal sein seidig blondes Haar anfassen wollen. Was ich, wie Sie sich unschwer vorstellen können, sehr ungern sehe. Die Paranoia – Sie erinnern sich. Abgesehen von dem blonden Haar hat er meine blauen Augen, das Grübchen im Kinn hat er von seinem Vater geerbt.

Meine Freunde hier wollen ständig wissen, was ich mache, wenn ich nicht mit Theo zusammen bin. Wie ich die Zeit verbringe, wenn ich nicht mit Autos oder Dinos spiele oder zum achttausendsten Mal *Wo die wilden Kerle wohnen* vorlese. Natürlich erzähle ich ihnen nichts von meinem Überwachungsprogramm, dass ich stundenlang in der Espresso-Bar sitze und die gelbe Tür im Auge behalte, aus Angst, irgendwelche miesen Typen könnten kommen und mein wunderbares kleines Glück zerstören. Oberstes Ziel meiner derzeitigen Lebensphase ist es, möglichst nicht aufzufallen. Obwohl es natürlich alles andere als unauffällig ist, wenn ich mich so verrückt benehme. Wie zum Beispiel sollte ich bitte schön auch erklären, dass ich mich gelegentlich in Donovans Dojo-Club stehle, der nahezu ausschließ-

lich von Exknackis und Cops frequentiert wird, um dort einer Horde Typen die Seele aus dem Leib zu prügeln, die glauben, mein Name sei Amy, und ich hätte wegen bewaffneten Raubüberfalls gesessen? Dasselbe gilt für den Metallsafe mit dem Schuhkarton im Kleiderschrank hinter meinen Umstandskleidern, in der die Waffe liegt, mit der ich Menschen getötet habe, die Waffe, die ich manchmal herausnehme und daran zurückdenke, wie es früher einmal war.

Und so schlage ich Einladungen zum Mittagessen oder zum Kaffee so dezent wie möglich aus und konzentriere mich stattdessen auf Theo. Schließlich habe ich es ihm zu verdanken, dass ich hier in San Francisco lebe und nicht tot in irgendeiner jemenitischen Wüste liege oder durch den Dschungel in Myanmar robbe. Und es gefällt mir hier – ich mag die saubere Luft, das sanfte Rot, wenn abends die Sonne untergeht. Es ist alles so friedlich und geordnet. Nach neun Jahren im Dienst der Agency schätze ich Friedlichkeit und Ordnung in einem Maße, das ich mir früher nicht hätte erlauben können.

Mein früheres Leben als Agent 26 bringt es mit sich, dass niemand aus meinem damaligen, gegenwärtigen oder künftigen Leben erfahren darf, dass ich Agent 26 war. Offiziell habe ich nach dem Collegeabschluss als Analystin für die USA WMD gearbeitet, wo ich zusammen mit vielen anderen Analysten in einem großen Büro gesessen, den ganzen Tag Akten studiert und alles, was ich gelesen hatte, zusammengefasst habe, um es schließlich dem Dienstweg zu übergeben. Notfalls kann ich auch mit tödlich langweiligen Details darüber aufwarten, aber wenn ich diese angebliche Tätigkeit detailliert schildere, stellt meist sowieso keiner weitere Fragen. Es ist für den Durchschnittsbürger schlichtweg zu öde. Und so reden wir über spannendere Dinge, wie zum Beispiel das Wetter.

Die inoffizielle Variante ist allerdings wesentlich aufregender. Auf dem College war ich ständig pleite. Um genug Geld für

lebensnotwendige Dinge wie Bier, Zigaretten, Marihuana und dergleichen aufzutreiben, stellte ich mich im Institut für Psychologie als Freiwillige für Untersuchungen und Studien zur Verfügung. Auf diese Weise verdiente ich mir ein paar Kröten und verhalf den dortigen Studenten zu ausreichend Daten und Material, um zu einer weiteren bahnbrechenden Erkenntnis zu gelangen, wie zum Beispiel »Wenn man zu viel isst, wird man dick«. Spannend.

Es war mein letztes Studienjahr und tiefster nordostamerikanischer Winter. Ich saß in einem überfüllten Raum und füllte die Fragebogen zu einer psychologischen Studie über Angst aus. Was macht Ihnen Angst? Wie verhalten Sie sich, wenn Sie Angst haben? Empfinden Sie Angst als etwas, das Sie kontrollieren können? Das zweite »Instrument«, wie die Studenten ihre Fragebogen nannten, beschäftigte sich mit moralischen Grenzfällen. Ist es grundsätzlich falsch, eine Affäre zu haben? Ist es falsch, wenn man jemanden aus einem nachvollziehbaren Grund tötet? Melden Sie sich, wenn Sie die Katze Ihres Nachbarn überfahren haben? Der dritte Fragebogen bestand aus einer Reihe mathematischer Aufgaben, für deren Beantwortung drei Sekunden vorgesehen waren. Schon damals war mir klar, dass es nur darum ging, Druck zu erzeugen, und nicht um die mathematischen Probleme. Verliert das Mathegenie die Nerven und läuft schreiend aus dem Raum? Doch so etwas hat mich noch nie beeindrucken können, weshalb mein Blutdruck auch nicht die geringste Reaktion zeigte.

Im letzten Teil der Studie sollten wir ein Computerspiel spielen. Wir mussten uns selbst einen Codenamen geben und ein Szenario durchlaufen, bei dem es eine Reihe von Entscheidungen auf der Basis zweifelhafter Informationen zu treffen galt. Ich wählte Sally Sin als Codenamen, weil ich das witzig fand. Mittlerweile bereue ich meine Wahl bitter, aber woher hätte ich auch wissen sollen, dass sie später einmal eine Rolle spielen könnte?

Am Ende kassierte ich meinen Zwanziger, zog meine Jacke an und wappnete mich für den kalten Wind und die vereisten Gehsteige. Kaum hatte ich den Lebensmittelladen an der Ecke betreten, stand ein Mann in einem dunklen Mantel und Sonnenbrille neben mir. Schon damals fand ich ihn seltsam deplatziert. Meine Güte, dachte ich, was ist denn das für ein Vogel? Ist der Typ Maschinenbau-Prof? Oder ein modisch Verirrter von einem anderen Planeten? Den Südstaaten, vielleicht?

»Rauchen schadet der Gesundheit«, bemerkte er, als er plötzlich neben mir an der Kasse stand. Ohne aufzusehen, kramte ich in den Tiefen meines Rucksacks nach Kleingeld für die Zigaretten, als mein neuer Freund im Kaschmirmantel und seinen auf Hochglanz polierten schwarzen Schuhen die Geduld zu verlieren schien und einen Fünfer auf den Tresen knallte.

»Haben Sie sich nicht gerade einen Zwanziger verdient?«, fragte er.

»Ja, aber den wollte ich noch aufheben.«

Der Mann schüttelte angewidert den Kopf.

»Danke«, sagte ich mit einer Geste in Richtung des Geldscheins. »Ich geb's Ihnen zurück. Sobald ich den Zwanziger angebrochen habe.«

»Ihr Kleingeld können Sie gern behalten.«

»Hübsche Sonnenbrille«, bemerkte ich und wandte mich zum Gehen. Der Mann folgte mir. »Arbeiten Sie fürs FBI?« Rückblickend kann ich heilfroh sein, dass er mir wegen meiner Rotzigkeit nicht gleich das Licht ausgeblasen hat.

Stattdessen stieß er ein Lachen aus, das sich eher wie ein Schnauben anhörte. »Eigentlich für die CIA, aber ich tue der USA WMD einen kleinen Gefallen.«

»Ziemlich viele Buchstaben«, bemerkte ich, während ich die Zellophanhülle der Zigarettenschachtel aufriss.

»Okay«, sagte er und nahm mich beim Arm, »wie gesagt, ich tue der Agency nur einen Gefallen, also sollten wir uns beeilen.

Wir würden uns gern mit Ihnen über Ihre Karrierepläne unterhalten. Wir glauben, wir könnten Ihnen eine Chance bieten, ein paar Abenteuer zu erleben und dabei ganz anständig zu verdienen. Sollte dieses Angebot reizvoll für Sie klingen, melden Sie sich. Und lassen Sie sich Ihre Zigarette schmecken.« Er schob mir eine Visitenkarte in die Tasche meiner Daunenjacke und verschwand.

»John D. Smith, Nachwuchsförderung, USA WMD«, stand auf der Karte mit einer Telefonnummer und der Aufforderung, mich jederzeit bei ihm zu melden. Ich steckte die Karte wieder ein und machte mich auf den Heimweg.

Insgesamt war ich eine halbwegs ordentliche Studentin, nur in Fremdsprachen glänzte ich mit außergewöhnlichen Kenntnissen. Seit ich auf der Highschool mithilfe des Lehrbuchs schneller Spanisch gelernt hatte, als sich der Lehrer unsere Namen merken konnte, schien es keine Sprache mehr zu geben, die ich nicht innerhalb weniger Wochen mit minimalem Aufwand erlernen konnte. Als ich zur Agency kam, sprach ich die üblichen Sprachen wie Französisch, Spanisch und Deutsch. Bei meinem Ausstieg gehörten unter anderem Mandarin, Arabisch, Kurdisch, Ungarisch, Aserbaidzhanisch, Portugiesisch, Hindi, Vietnamesisch, Urdu, Persisch, Koreanisch, Nepalesisch sowie etliche andere zu meinem Repertoire.

Ich fand es Spaß, wie eine Pariserin oder eine Berlinerin klingen zu können, doch war mir nie ein anderer Verwendungszweck für meine Kenntnisse als Urlaub in den Sinn gekommen. Ich war seit vier Jahren auf dem College und hatte immer noch keine Ahnung, was ich machen wollte, wenn ich einmal groß war. Nur eines wusste ich genau, ich wollte diese eiskalten Nordostwinde so weit wie möglich hinter mir lassen. Ich überlegte, ob ich Schriftstellerin werden sollte, aber leider hatte ich nichts wirklich Interessantes zu erzählen. Anwältin stand ebenfalls auf der Liste der Möglichkeiten, nur kannte ich keinen Einzigen, der von sich behauptete, diesen Beruf wirklich gern

auszuüben. Also studierte ich weiter und wartete auf den großen »Heureka!«-Moment, der jedoch keinerlei Anstalten machte, sich einzustellen.

Fünf Tage nach meinem Abschluss stand ich in dem kleinen Studentenapartment und packte meine Sachen zusammen, ohne zu wissen, wohin ich gehen und was ich tun sollte, wenn ich dort war, als mir John D. Smiths Visitenkarte wieder in die Hände fiel. Da ich nichts zu verlieren und im günstigsten Fall einen Job in einer wirtschaftlich angespannten Lage zu gewinnen hatte, rief ich ihn an. Dass mir ein Wildfremder, der behauptete, er arbeite für die CIA, in einen Lebensmittelladen nachgefolgt war, um mir einen Job anzubieten, irritierte mich nicht im Mindesten. Kein Licht erhellte meinen wirren Mitzwanzigergeist. Mir kam nicht einmal ansatzweise in den Sinn, wie ungewöhnlich diese Begegnung gewesen war.

Ich traf mich mit John D. Smith in einem Café. Trotz Temperaturen über dreißig Grad und drückender Schwüle trug er einen marineblauen Blazer und ein weißes Hemd. Er schien sich zu freuen, mich zu sehen, nannte mich Smokey, der Bär, und ich musste ihm lang und breit erklären, dass ich nur während der Prüfungen rauchte. Stress und so ... Er lachte nur, meinte, das wisse er längst, und nannte mich weiterhin Smokey. Später, nachdem ich schon einige Jahre bei der Agency verbracht hatte, entwickelte ich einen tief sitzenden Hass auf jede Form von Nick-, Code-, Kose- und jede andere Art von Namen abgesehen von dem, der auf der Geburtsurkunde verzeichnet ist (obwohl ich den ja nicht verwenden konnte).

»Und was soll das für ein Job sein?«, fragte ich.

»Na ja, Sie müssten für einige Zeit nach Washington kommen und später möglicherweise an andere ... Orte reisen. Es geht darum, viel zu lesen, sich zu informieren und eine Meinung dazu abzugeben.«

Meine Meinung zu etwas abgeben – darin war ich besonders gut. Ich sagte zu, ohne nach dem Gehalt zu fragen, und machte mich sechs Tage später auf den Weg in die Hauptstadt.

Einen Monat lang las ich Akten über Kambodscha, ein Land, das ich nur mit Mühe auf der Landkarte fand. Vor mir lagen grobkörnige Fotos, die etwas zeigten, das nach einem blutigen Massaker aussah, Zeitungsausschnitte, die ich nicht lesen konnte, und persönliche Berichte von Menschen, die dort gewesen oder noch immer dort waren. Nachdem ich meine Lektüre beendet hatte, wurde ich nach meiner Einschätzung befragt.

»Scheint ganz nett dort zu sein, obwohl ich nicht dort leben wollte«, meinte ich.

»Soll heißen?«, fragte John Smith nach.

»Die sind echt am Arsch«, erklärte ich. Er schnaubte. Sein Schnauben ging mir allmählich auf den Keks.

»Und wieso sind sie am Arsch?«, bohrte er weiter.

»Weil keiner die Verantwortung dafür übernehmen will, dass dort Millionen von Menschen abgeschlachtet wurden. Es gibt keine Schätzungen. So etwas muss es aber geben. Jemand muss für all das vergossene Blut bezahlen, sonst kehren niemals Ruhe und Stabilität ein. Sie wissen schon, Gerechtigkeit und so.«

Später fand ich heraus, dass sie mich diesen ganzen Monat über beobachtet hatten. Dabei hatten sie sich weniger für meine alberne Meinung zum kambodschanischen Holocaust interessiert, sondern dafür, was ich zu Abend aß, ob ich bei Rot über die Ampel ging und solche Dinge. Sie folgten mir ins Büro und nach Hause, ins Kino, zur Reinigung, zu einem stinklangweiligen Date mit einem Buchhalter, in den Supermarkt und sogar in die Umkleide im Fitness-Club. Wo ich auch hinging, ich hatte stets einen Schatten. Natürlich ahnte ich nichts davon. All die Jahre des Verfolgtwerdens und Verfolgens von Verfolgten haben zu meiner akuten Paranoia beigetragen. Und genau aus diesem Grund bin ich heute Morgen im Gebüsch herumgekrochen, während mein

süßer kleiner Sohn in der Küche saß und die Katze ins Apfelmus tunkte. Manche Dinge legt man eben niemals ab.

Nach den ersten Monaten wurde ich eingeladen, ein wenig Zeit mit Simon Still zu verbringen, einer mysteriösen Gestalt, die in unregelmäßigen Abständen durch die Hallen der USA WMD geisterte. Er war mittelgroß, dünn, blass und mit Haaren, die irgendwann einmal blond gewesen sein mochten. Er lief stets mit Panamahut und einer dunklen Sonnenbrille herum und erinnerte mich stark an David Bowie in den Achtzigern. Das erste Wort, das mir zu Simon Still in den Sinn kam, war zimperlich. Was ziemlich ungewöhnlich ist, wenn man bedenkt, dass er zu den Topspionen des Landes zählte. Ich hatte den Eindruck, dass er beim Anblick irgendwelcher Körperflüssigkeiten auf der Stelle schreiend aus dem Zimmer laufen würde.

Ich kann nicht behaupten, dass ich besondere Sympathie für Simon hegte. Stattdessen löste er stets ein gewisses Unbehagen in mir aus, so als würde man zu enge Jeans tragen, die einen beim Hinsetzen an den Schenkeln kneifen. Er nahm mich mit auf einen Spaziergang zur Mall und erklärte mir auf seine typische Art, was los war.

»Okay, Sally Sin, passen Sie auf. Haben Sie als Kind all diese Spionagethriller gesehen? Mit den Agenten und Doppelagenten und James Bond und diesem ganzen Schwachsinn? Ja? Sehr gut. Denn, na ja, es ist alles wahr. Ehrlich gesagt untertreibt Hollywood sogar ein wenig, um das Ganze verträglicher für die Massen zu machen. Das Leben als echter Spion ist noch viel aufregender als im Film.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete, aber als er mich Sally Sin nannte, klingelte es bei mir.

»Woher wissen Sie von Sally Sin?«, fragte ich, doch noch bevor ich zu Ende gesprochen hatte, fiel der Groschen.

»Diese Tests waren gar nicht für die Psychologiestudenten gedacht?«

»Sie sind so brilliant, wie immer behauptet wird, Ms. Sin. Nein. Natürlich nicht. Sie waren ein Auswahltest der Agency. Es wird Sie freuen zu hören, dass nur drei von mehreren tausend Teilnehmern bestanden haben. Und Ihr Talent für Fremdsprachen hat Sie auf der Liste ganz nach oben gebracht.«

Ich war beeindruckt, das musste ich zugeben, aber auch ein bisschen eingeschüchtert. »Wer hat es sonst noch geschafft?«, fragte ich und dachte dabei sofort an den Typen mit dem grauenhaften Schnurrbart im Büro neben mir und an die Frau mit der Vorliebe für Paisley-Schals.

»Ts, ts«, machte Simon. »Das weiß nur ich, und Sie werden es niemals erfahren, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Also gut«, sagte er nach einer Weile, »jetzt sind Sie also hier bei uns. Möchten Sie nun als Spionin für die USA WMD arbeiten oder nicht? Wollen Sie all die üblen Burschen aufstöbern, die Kavallerie rufen und immer wieder aufs Neue als große Heldin aus einem Aufeinandertreffen hervorgehen? Nur Sie allein können diese Entscheidung treffen. Natürlich werden wir Sie töten, wenn Sie Nein sagen.« Er schwieg eine Sekunde zu lang. »War nur ein Scherz. Ganz ehrlich. Also, was sagen Sie?«

Ich? Eine Spionin? Lächerlich.

Als ich noch klein war, habe ich immer hinter der alten Scheune Spion gespielt. Ich schob ein paar Heuballen zu einer Art Hindernisparcours zusammen, zog meine imaginäre Waffe, wie ich es in *Drei Engel für Charlie* gesehen hatte, wovon ich nicht genug bekommen konnte, und arbeitete mich systematisch von Deckung zu Deckung vor. Irgendwo dort draußen lauerte ein namen- und gesichtsloser Feind, ein ganz fieser Geselle. Ich malte mir dabei sehr sorgfältig aus, wen ich retten wollte, das Profil des Bösen blieb allerdings stets vage. Es gelang mir einfach nicht, ein Gesicht heraufzubeschwören. Mit diesem Spiel konnte ich mich stundenlang beschäftigen, bis mich das Heu in der Nase juckte und ich rote Quaddeln auf der Haut bekam.

Aber als richtige Spionin arbeiten? Ich blickte zum Lincoln Memorial hinauf. Simon hatte mir diese gewichtige Frage mit Absicht im Angesicht dieses großen und couragierten Mannes gestellt. Tu es für dein Land, schien Lincoln mir zu sagen, während er auf meine mickrige Wenigkeit herunterblickte. Tu es, weil dein Land dich braucht. Heute. Jetzt. Steh auf und sei eine Heldin.

Doch am Ende sagte ich einzig und allein deswegen zu, weil es einfacher war, als sich einen anderen Job zu suchen. Vielleicht war es ja tatsächlich meine Berufung, Spionin zu werden – jedenfalls passierte zu diesem Zeitpunkt in meinem Leben nichts Aufregenderes.

Und ich bin meinen Pflichten neun Jahre lang gewissenhaft nachgekommen: Ich musste mitten in der Nacht in einem wildfremden Land aufschlagen (und ich meine *aufschlagen* im wörtlichen Sinn), ich musste Sprachen sprechen, die mir einen Krampf in der Zunge bescherten, mich an Orten aufhalten, an denen ich eigentlich nicht sein durfte, und Fotos von Dingen machen, die ich eigentlich nicht fotografieren durfte. Ich musste ständig meine Identität verschleiern. Ich musste meine Fertigkeiten an der Waffe und in den Kampfkünsten unter Beweis stellen, musste die Fähigkeit entwickeln, auch unter Stress stets einen kühlen Kopf zu bewahren und zu überleben. Ich musste lernen, die an mich gestellten Erwartungen zu erfüllen und zu liefern, was man von mir verlangte – Waren, Informationen, Menschen. Wieder und wieder und wieder. Und ich machte meine Sache gut. Ich war nicht die beste Spionin aller Zeiten, aber definitiv gut genug.

3

Als ich ins Haus zurückkehre, hat Theo das Apfelmus nicht nur über sich und die Katze verteilt, sondern auch die Wände und den Tisch damit vollgekleistert. Er hat den blauen Plastiklöffel tief in das Glas zwischen seinen Beinchen getaucht und leckt sich unter lauten »Mmm«-Lauten genüsslich Hände und Arme ab. Ich spüre, wie mein Augenlid leicht zu zucken beginnt. Er ist doch erst drei, sage ich mir dann. Und es ist nur Apfelmus.

»Was ist da draußen, Mami? Darf ich heute in die Schule? Haben wir noch Apfelmus?« Manchmal habe ich den Verdacht, mein Gehirn ist nicht flexibel genug, um den Gedankensprüngen eines Kindergartenkindes zu folgen.

»Nein, heute ist keine Schule, Apfelmus gibt es auch keines mehr, und da draußen war gar nichts, mein Schatz. Mami dachte nur, sie hätte etwas gehört, das ist alles. Aber da war gar nichts. Wahrscheinlich bloß eine Katze.«

»Wahrscheinlich bloß eine Katze«, wiederholt er. »Nur eine Katze. Katttt-zzzze.« Er lässt das Wort in seinem Mund herumrollen, wie es nur Kinder können. Dann versenkt er seine immer noch babyspeckige Hand im Glas und versucht, den Löffel zu fassen zu bekommen. »Willst du auch?«, fragt er und hält ihn mir einladend hin.

»Ja.« Ich setze mich neben ihn auf den Boden und ignoriere die Schweinerei. »Ich hätte gern etwas davon.« Vorsichtig schiebt er mir den vollen Löffel in den Mund. Theo besitzt Wills Konzentrationsvermögen, er kann alles um sich herum ausblenden, um sich ausschließlich der anstehenden Aufgabe zu wid-

men. Ich hingegen kann ohne Weiteres zehn Dinge gleichzeitig im Kopf haben, was nicht immer von Vorteil ist. Beispielsweise werde ich das Gefühl immer noch nicht los, dass vorhin jemand in meinem Garten war. Und den Gedanken, was derjenige von mir gewollt haben könnte, falls es tatsächlich so war. Und wann immer sich meine Gedanken in diese Richtung bewegen, endet es unweigerlich mit der Frage, ob Simon Still dabei die Finger im Spiel hat.

Dass ich William Wilton Hamilton III kennengelernt habe, habe ich allein Simon zu verdanken. Er hat mich nach Hawaii geschickt. Eigentlich sollte Stanley den Auftrag übernehmen, doch der endete am Ufer des Sambesi, und so kam es, dass ich flog.

An einem freien Nachmittag im Tropenparadies beschloss ich, tauchen zu gehen. Meinen letzten Tauchgang hatte ich in der Karibik absolviert – um eine Schmugglerjacht mit einer Ladung FN 5.7-Pistolen auszuheben, die in Dublin gestohlen worden waren. Normalerweise befassen wir uns bei der Agency nur mit großen Feuerwaffen, mit denen sich ganze Städte dem Erdboden gleichmachen lassen, aber manchmal muss man eben auch den Kleinkram erledigen. In diesem Fall waren die fraglichen Waffen illegal mit US-Geldern erworben, peruanischen Rebellen überlassen, an die IRA verkauft und schließlich von den Schmugglern mit dem Boot geklaut worden. Ziel der Schmuggler war es, die Waffen in die Staaten zurückzubringen und sie für einen profitablen Gewinn auf dem Schwarzmarkt zu verhökern. Ja, das Leben geht manchmal seltsame Wege. Ein Reporter begann zu schnüffeln, was die amtierende Regierung ziemlich in Verlegenheit gebracht haben dürfte. Anruf bei Simon. Sollte er sich darum kümmern.

Die Mehrzahl meiner Tauchkollegen hatte ihren letzten Ausflug unter Wasser garantiert dafür genutzt, um Clownfische und Riesenkorallen zu bestaunen. Aber was soll's.

Jedenfalls kletterte ich an Bord unseres Tauchboots und dachte daran, wie schön es doch wäre, ausnahmsweise für ein paar Stunden so zu tun, als wäre ich ein ganz normaler Mensch. Und da sah ich ihn.

Das Erste, was mir an ihm auffiel, waren die kleinen Fältchen um seine Augen, wenn er lächelte. Und die Lässigkeit, mit der er sich mit halb geöffnetem Taucheranzug auf den dreieckigen Sitzauflagen im Boot herumlümmelte. Er schien sich pudelwohl in seiner Haut zu fühlen. Sein Lachen empfing mich, als ich die Beine über die Reling schwang. Es war ein echtes Lachen, ohne jeden Anflug von Boshaftigkeit oder Verbitterung. Es war lange her, seit ich so etwas das letzte Mal gehört hatte. Urplötzlich fühlte ich mich uralt und verbraucht, und eine unbeschreibliche Müdigkeit überfiel mich.

Der Tauchlehrer studierte sein Klemmbrett wie den Stein von Rosetta und verkündete schließlich, dass dieser Mann und ich die einzigen Solotaucher auf dem Boot seien und wir uns deshalb als Tauchbuddys zusammentun sollten.

Das sollte ich wohl näher erklären. Mein Tauchlehrer bei der Agency war ein Marinesoldat im Ruhestand. Er fuhr mit mir an die Küste außerhalb von Seattle, erklärte mir die Grundlagen des Tauchens und schubste mich dann in voller Montur in den zehn Grad kalten Pazifik. Und all das innerhalb von funfundvierzig Minuten. Nichts mit Tauchpartner, kein Trockentraining, keine Probetauchgänge. Nur ich, das eiskalte Wasser und Gott weiß welcher Agency-Auftrag, der mich an die nördliche Westküste geführt hatte. Deshalb war die Buddy-Diskussion völlig neu für mich, doch wenn es bedeutete, dass ich einen Nachmittag lang in Begleitung dieses Mannes unter Wasser gehen durfte, war ich gern mit von der Partie.

»Will Hamilton«, stellte er sich vor und streckte mir die Hand hin.

»Klingt, als hätten Sie vor, eines Tages Präsident zu werden«,

gab ich zurück und drückte seine Hand ein wenig zu fest, weil ich Angst hatte, über Bord zu fallen und mich völlig zum Affen zu machen.

»Nein. *Ich* habe nämlich definitiv inhaliert.« Seine Stimme war satt und cremig wie selbstgemachter Schokopudding. »Aber verraten Sie's keinem. Na, Buddy, viele Tauchgänge in letzter Zeit gemacht?«

Ich zuckte die Achseln. »Den einen oder anderen.«

»Lieblingstauchorte?«

Mir fiel auf, dass seine Ausrüstung deutliche Gebrauchsspuren aufwies. Meine ebenfalls, nur dass es bei mir daran lag, dass ich sie mir geliehen hatte. Er hatte nur Angst, dass sein zugewiesener Tauchbuddy keinerlei Erfahrung hatte. Wie sollte ich das erklären ...

»Oh, am liebsten dort, wo das Wasser schön warm ist, würde ich sagen.« Ich klang wie eine komplette Vollidiotin. Am besten, ich würde gleich über Bord springen und mich ertränken.

»Super. Tja, dann wollen wir mal gut aufeinander aufpassen.« Er sah mich an. Um seine Lippen spielte ein fragendes Lächeln. Und ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, lief tiefrot an und starrte so lange auf meine lila Zehen, bis meine Wangen wieder ihre normale Farbe angenommen hatten.

»Das werden wir«, sagte ich. Schon damals hatte es sich nach mehr angefühlt. Hätten Sie mich gefragt, ob ich an die Liebe auf den ersten Blick glaube, hätte ich Sie als sentimentales Weichei mit bestenfalls ausbaufähigem Realitätsbezug bezeichnet. Und doch spürte ich, wie mein Magen ein wenig ins Schlingern geriet. Was ziemlich sicher nicht am Schwanken des Bootes lag.

Unter Wasser harmonierten wir hervorragend. Er machte mich auf einen Aal und einen Stechrochen aufmerksam, während ich eine davonschwimmende Schildkröte ausmachte. Zurück an Bord registrierte ich staunend, wie gut er aussah, wenn er nass war, und hatte regelrecht zittrige Knie, als er auf der

Rückfahrt neben mir saß. Als wir anlegten, fragte er mich, ob ich Lust hätte, mich später auf einen Drink mit ihm zu treffen. Er sei wegen eines Kongresses hier, meinte er. Oder etwas in dieser Art. Ich nickte nur tumb. Natürlich hatte ich Lust.

Zu dem Cocktail kam es allerdings nie.

Als wir später eng umschlungen zwischen den exklusiven ägyptischen Baumwolllaken meines todschicken Hotelbetts lagen und den Wellen lauschten, die donnernd gegen die Felsen schlugen, erzählte Will mir von seiner Jugend – dem privilegierten Leben als Sohn eines reichen TV-Produzenten in Los Angeles.

»Ich hatte wahrscheinlich die beste Kindheit, die man für Geld kaufen kann. Ich war Einzelkind, meine Eltern waren bei meiner Geburt schon ziemlich alt und haben mir alles zu Füßen gelegt, was man sich nur vorstellen kann. Surfunterricht, Golfstunden, Privatschule, Skifahren in Zermatt, zum Segeln auf die British Virgin Islands. Und so weiter und so weiter.«

»Klingt toll.«

»Ja, nicht? Nur war es leider total ätzend. Sie haben es nur getan, um mich möglichst nicht am Hals zu haben. Sie wollten am liebsten am Strand sitzen und mir zuwinken, wenn ich mit dem nächsten Lehrer, Babysitter oder sonst jemandem loszog. Ich sollte beim Abendessen gut aussehen, brav sein und nicht zu oft Nein sagen. Und wenn ich irgendwelche anderen Pläne hatte, sollten sie möglichst nicht ihren eigenen in die Quere kommen.«

»Also hat sich dein Leben ein wenig leer angefühlt?«, hakte ich nach, weil ich das für angemessen hielt.

»Absolut. Das Jämmerlichste daran ist, dass ich bis vor nicht allzu langer Zeit immer noch getan habe, was sie wollten. Und dann wurde auf einmal alles anders. Ich habe all den Müll gesehen.«

Später, als wir über mich sprachen, erzählte ich ihm von meinem stinklangweiligen Job als Nuklearanalystin bei der amerika-



Beth McMullen

Mit Schirm, Charme und Wickeltasche
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47588-9

Goldmann

Erscheinungstermin: November 2012

Mann, Kind, Eigenheim in San Francisco und viel idyllische Spielplatzzeit: die junge Mutter Lucy führt das perfekte Familienleben. Bis ihr Ex-Chef sie anruft und zurück ins Berufsleben beordert. Das kleine Problem dabei: Lucy war Geheimagentin. Wie soll sie es nun bitteschön schaffen, ihrem Sohn die Windeln abzugewöhnen, nach einer Wasserstoffbombe zu fahnden und einem attraktiven Oberschurken das Handwerk zu legen? Alles gleichzeitig und ohne dass ihr ahnungsloser Mann etwas erfährt? Hätte sie mal das Kleingedruckte im Vertrag gelesen: Auch Ex-Agentinnen mit Wickeltasche sind jederzeit reaktivierbar ...